

1 EINLEITUNG

Im Jahr 1968 untersuchte der westdeutsche Mediziner Werner Schlotmann für seine Doktorarbeit die »Fruchtbarkeit im asozialen Milieu« am Beispiel von gut 180 Familien aus Düsseldorf, Mainz und Alzey. Verglichen mit der Durchschnittsbevölkerung meinte er bei diesen zumeist kinderreichen und nach »Veranlagung gleichgearteten Persönlichkeiten und Familien« folgende Abweichungen von den Prinzipien »bürgerlicher Ordnung« zu erkennen: »Arbeitsscheu«, »Unwirtschaftlichkeit«, »gleichgültiges und verantwortungsloses In-den-Tag-hineinleben« und ein von Trieben gesteuertes Verhalten, wobei der »Befriedigung des Sexualtriebes die gleiche Bedeutung wie der des Nahrungstriebes beigemessen« werde. Zudem »primitive« Persönlichkeitsstrukturen sowie den Hang zu Alkoholismus und Kriminalität bei gleichzeitigem Desinteresse an Büchern, der Tageszeitung oder der Kultur im Allgemeinen – all das in Unterkünften, die als »Brutstätten der Kriminalität, Prostitution und asozialen Betätigung« zu bezeichnen seien. Das aus seiner Sicht fehlende Verantwortungsgefühl sei nicht zuletzt bei der laxen Handhabung von Verhütungsmitteln zu erkennen: »Aus Phlegma und Scheu vor dem Geldausgeben« würden Kontrazeptiva jedoch nur selten genutzt. Gerade hier müsse, so der Mediziner, künftig angesetzt werden, um eine weitere Ausbreitung jener Verhaltensweisen verhindern zu können.¹

Blicken wir über die Mauer in den Osten Deutschlands: Fast zeitgleich beschrieb dort der angehende Arzt Fritz Ahnert in seiner Doktorarbeit »sozial auffällige Familien« im Kreis Kalbe an der Milde (Bezirk Magdeburg). Der Großteil von ihnen wies seinen Beobachtungen zufolge einen vergleichsweise geringen Intelligenzgrad und mangelnden Arbeitswillen auf. Außerdem seien Tätlichkeiten

zwischen den Ehepartnern, Alkoholismus, unhygienische Zustände in der Wohnung sowie eine »Verwahrlosung« der Kinder an der Tagesordnung. Die mangelnde Fähigkeit zum Wirtschaften drücke sich in der Tatsache aus, dass drei Viertel der Familien trotz unterdurchschnittlichen Nettoeinkommens Besitzer eines Fernsehers seien. Dessen Anschaffung sei wesentlich beliebter als der Kauf einer Waschmaschine oder eines Kühlschranks. Stattdessen gebe es kaum Bücher in den Haushalten, würden nur selten warme Mahlzeiten zubereitet, wögen die Kinder unterdurchschnittlich wenig und bettelten sogar im Ort nach Nahrungsmitteln. Ahnert forderte abschließend zweierlei: Erstens sollten Verhütungsmittel zur Verhinderung weiteren Nachwuchses eingesetzt werden; zweitens gelte es, die Kinder vor dem Einfluss ihrer Eltern zu schützen, um so den »sozialen Teufelskreis« zu durchbrechen.²

Beide Aussagen entstanden fast zeitgleich, aber in gegensätzlichen gesellschaftlichen Systemen. Sie verweisen auf offenkundige Ähnlichkeiten, wenn es darum ging, das gesellschaftliche »Unten« zu beschreiben. Ähnlichkeiten, die auf mentale, strukturelle und personelle Prägungen aus der Zeit des Nationalsozialismus deuten und die zugleich die Eigenentwicklungen in beiden deutschen Staaten berücksichtigen müssen. In beiden Fällen wurden Zügellosigkeit, ein offenbar nicht kontrollierbares »Triebleben« und zahlreiche charakterlich-individuelle Mängel zunächst festgestellt und in einem zweiten Schritt als »unnormale« markiert. Egal, ob in der Bundesrepublik oder in der DDR: Die Analogie dieser Deutungen scheint frappierend. Beiden Medizinern ging es nicht allein um eine Charakterisierung eines sozial »abgehängten« Milieus, sondern auch um die Sorge, dass unliebsame Eigenschaften von einer Generation an die nächste weitergegeben werden könnten.

Ausgehend von derart auffälligen Parallelen fragt das vorliegende Buch nach deutsch-deutschen Lesarten des Sozialen von der Nachkriegszeit bis zur Wiedervereinigung. Im Kern geht es darum, Deutungen von als verarmt geltenden Menschen und Familien zu untersuchen. Es geht um die Frage, wie unterschiedlich soziale Randlagen in den beiden Gesellschaftssystemen und somit im Kontext der Zwei-

Plakat der Kommunistischen Partei
Deutschlands zur Überwindung der
sozialen Notlagen, Juli 1945.

**Kampf gegen Hunger
Arbeitslosigkeit u. Obdachlosigkeit!**

Die Kommunistische Partei fordert:

„Kampf gegen Hunger, Arbeitslosigkeit und Obdachlosigkeit. All-
seitige aktive Unterstützung der Selbstverwaltungsorgane in ihrem
Bestreben, rasch ein normales Leben zu sichern und die Erzeu-
gung wieder in Gang zu bringen.“

- **Vollig ungehinderte Entfaltung des freien Handels und der privaten
Unternehmerrinitiative auf der Grundlage des Privateigentums.**

Wirksame Maßnahmen zum Wiederaufbau der zerstörten
Schulen, Wohn- und Arbeitsstätten. Strenge Sparsamkeit in der
Verwaltung und bei allen öffentlichen Ausgaben. Umbau des
Steuerwesens nach dem Grundsatz der progressiven Steigerung.

- **Sicherung der restlosen Erzielbringungs auf dem Wege breiter
Arbeitshilfe für die Bauern.**

Gerechte Verteilung der Lebensmittel und der wichtigsten Ver-
brauchsgegenstände; energische Kampf gegen die Spekulation.“

(KPD) (KPD) (KPD) (KPD) (KPD) (KPD) (KPD) (KPD) (KPD) (KPD)

hilft alle mit Die Not bannen!

1/7.45 Kommunistische Partei Deutschlands

© 1945 KPD (KPD) (KPD) (KPD) (KPD) (KPD) (KPD) (KPD) (KPD) (KPD)

staatlichkeit wahrgenommen und charakterisiert wurden. Die Frage, was als »soziale Randgruppe« oder »Armut« zu verstehen ist und was nicht, hat bereits die Zeitgenossen beschäftigt und ist weder für damals noch für heute leicht zu beantworten. Denn je nachdem, welche Grenzen, Konzepte und Definitionen angelegt werden, steigt auch die Zahl von Menschen, die als »arm« bezeichnet werden – ob etwa 50 Prozent des mittleren Einkommens als Armutsgrenze herangezogen werden oder, wie zurzeit in der Europäischen Union, 60 Prozent des Äquivalenzeinkommens als Schwelle zur Armutgefährdung gelten. Somit erscheint die Bestimmung von Armutsgrenzen als komplexes Unterfangen, nicht nur, weil diese mit verschiedenen methodischen Problemen verbunden und rein statistische Betrachtungen nur begrenzt aussagefähig sind. Daher sind sich diesbezüglich nicht einmal Fachleute einig. Darüber hinaus sorgt und sorgt der Begriff »Armut« aufgrund seiner normativen Aufladung für Irritationen und Verwirrung. Besonders anschaulich wird dies bei den alljährlichen Diskussionen um den Armut- und Reichtumsbericht der Bundesregierung, der regelmäßig heftige Reaktionen nach sich zieht.

Wenn bereits systeminterne Debatten derart problembeladen sind, das Thema folglich schon beim Blick auf die Gegenwart viele Fragen aufwirft und Missverständnisse auslöst, dann ist dies in historischer, zumal deutsch-deutscher Perspektive umso mehr zu erwarten. Denn Bundesrepublik und DDR standen sich im Kalten Krieg nicht nur als Nachbarn gegenüber, sondern als Systemkonkurrenten. Sie beargwöhnten sich ebenso permanent wie skeptisch und richteten ihre (sozial-)politischen Anstrengungen nicht zuletzt darauf aus, der eigenen wie der anderen deutschen Bevölkerung mit Nachdruck ihre Überlegenheit auf diesem Feld vorzuführen. Eben um diese besondere Rivalitäts- und Wettbewerbssituation geht es auch im vorliegenden Buch. Es erzählt von einer Geschichte des Sozialen in deutsch-deutscher Perspektive – einer Geschichte, die sich nicht ohne Weiteres erschließt angesichts der strukturellen Unterschiede zwischen beiden Staaten. Die Kontraste muten dabei schier übermächtig an: So stehen mit Bundesrepublik und DDR auch Demokratie und soziale Marktwirtschaft auf der einen, »Diktatur des Proletariats« und Planwirtschaft im »Arbeiter- und Bauernstaat« auf der anderen Seite. Hier agierte ein prophylaktisch-präventiv wirkender Sozialstaat westlicher Prägung – dort ein paternalistisch-obrigkeitliches Fürsorgeregime. Hier lieferten Wissenschaft, Massenmedien, Parteien oder Gewerkschaften alternative und konkurrierende Deutungsangebote zur Beschreibung sozialer Gegebenheiten – dort verschmolzen all diese Stimmen in einer streng kontrollierten Gesellschaft mit einem gebetsmühlenartig ertönenden Einheitschor, der fortwährend die »Annäherung der Klassen und Schichten« besang.

Diese hier bewusst zugespitzte Doppel-Perspektive beschreibt ungeachtet aller unbestreitbar »harten« Gegensätze die soziale Wirklichkeit indes nur bedingt. Vielmehr scheint es für eine Darstellung, die »das Soziale« in den Mittelpunkt stellen will, geboten, Parallelen, Verflechtungen und Abgrenzungen präzise zu beschreiben und die »doppelte Nachkriegsgeschichte als vergleichende Problemgeschichte«³ zu konzipieren. Dabei kann es nicht allein darum gehen, Statistiken gegenüberzustellen und davon ausgehend abzuleiten, welcher deutsche Staat der »bessere« oder sozial gerechtere gewesen sei. Ein

solches Vorhaben kann aufgrund der normativen Aufladung der Begriffe Armut und soziale Ungleichheit, aber auch der problematischen Vergleichbarkeit der verfügbaren Daten nur scheitern. Stattdessen werden in einer verflochtenen deutsch-deutschen Geschichte des unteren sozialen Randes sozial- und kulturgeschichtliche Perspektiven miteinander verknüpft.

Damit möchte das Buch dreierlei erreichen: Vor dem Hintergrund des von Christoph Kleßmann vorgeschlagenen Konzepts einer asymmetrisch verflochtenen Parallelgeschichte werden erstens Transfer- und Wechselwirkungen zwischen beiden Teilstaaten erfasst. Dadurch werden Vorstellungswelten des Sozialen »indirekt« erschlossen. Was waren überhaupt zu einer bestimmten Zeit relevante soziale »Randgruppen«? Welche gesellschaftlichen Vorstellungen von marginalisierten Schichten waren dies- und jenseits der Mauer vorherrschend? Welche Akteure definierten wann, warum und wie, wer zur Gruppe der »Armen« gehörte? Welche Darstellungen des sozialen »Unten« waren darauf ausgerichtet, dem Rest der Gesellschaft Orientierung zu bieten und Identität zu stiften? Mit welchen sozialpolitischen Maßnahmen reagierte man in Ost und West auf vergleichbare Herausforderungen wie Alters-, Frauen- oder Kinderarmut? Welche sozialen Realitäten waren sichtbar und was blieb im öffentlichen Raum tendenziell verborgen?

Mit einem solchen Blick auf das »Unten« lassen sich zweitens Aussagen über das Selbstverständnis der jeweils übrigen Gesellschaft in beiden deutschen Staaten treffen – denn der »Rand« kann nur in Bezug auf das Wohlstandsniveau einer Gesellschaft gefasst werden. Dadurch lässt sich mehr darüber erfahren, was als wünschenswerte gesellschaftliche (An-)Ordnung galt. Der historische Rückblick auf den Umgang mit gesellschaftlichen Rändern hilft uns, die Eigenentwicklungen in beiden deutschen Staaten zu verstehen, gängige soziale Deutungen zu hinterfragen und diese in das deutsch-deutsche Konkurrenzverhältnis nach 1945 einzubetten. Warum das Thema eine große gesellschaftliche Relevanz besitzt, zeigt sich nicht zuletzt daran, dass die sozialwissenschaftliche Forschung sich zunehmend solchen Fragen widmet. Der Bestseller »Das Kapital im 21. Jahrhundert« des

französischen Wirtschaftswissenschaftlers Thomas Piketty wirkte in vielerlei Hinsicht wie ein Paukenschlag.⁴ Und der deutsche Sozialhistoriker Hans Ulrich Wehler hat in seinem letzten Buch geäußert, die soziale Frage werde künftig eine der entscheidenden Fragen unserer Gesellschaft werden.⁵

Diese Entwicklungen machen drittens deutlich, wie drängend das Thema in der Gegenwart ist. Wenn heute über Fragen gesellschaftlicher Ausgrenzung und die unterschiedlichen Dimensionen sozialer Ungleichheit nachgedacht wird, auch um die Entwicklungen seit 1990 zu verstehen, ist ein Blick auf die Zeit davor unabdingbar.

Das Buch gliedert sich in fünf Abschnitte. Wenn dabei die verwaltete, vermessene, identifizierte, strukturierte, artikulierte und debattierte »Armut« in einem weiteren Sinne behandelt wird, trägt dies der Heterogenität und den unterschiedlichen Facetten sozialer Benachteiligung Rechnung. Denn nach einer klassischen »Randgruppen«-Definition gehören dazu Familien mit vielen Kindern, Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger, Strafgefangene, überschuldete Haushalte, Wohnungslose, Migranten, Drogenabhängige, Insassen psychiatrischer Krankenhäuser, Erwerbspersonen ohne beruflichen Bildungsabschluss und viele andere mehr – allesamt Bevölkerungsgruppen, die aus ganz unterschiedlichen Gründen nur unzureichend in der Mehrheitsgesellschaft integriert sind.⁶

Für das Buch erschien es jedoch wenig zielführend, all diese Gruppen einfach eine nach der anderen »abzuarbeiten«. Vielmehr liegt den folgenden Ausführungen die zentrale Frage zugrunde, wie die beiden deutschen Gesellschaften selbst soziale Randlagen definierten und diese sozialpolitisch zu bearbeiten versuchten. Dies wird in den einzelnen Kapiteln an verschiedenen Gruppen exemplarisch nachvollzogen. Denn »Armut« – und somit der untere soziale Rand – ist eine soziale Kategorie, die auf gesellschaftlichen Definitionen beruht und die sich auf eine mangelhafte Verfügbarkeit von materiellen und/oder sozialen Ressourcen sowie eine unzureichende Teilhabe am gesellschaftlichen Wohlstand bezieht.⁷ »Armut« beschreibt dabei die Bedürftigkeit auf der einen Seite und ihre gesellschaftliche Wahrnehmung und den gesellschaftlichen Umgang damit auf der anderen. Sie

ist stets orts- und kontextgebunden und zumindest in unseren Breitengraden eine relative Größe, die einen Zustand vielschichtiger Unterversorgung bzw. Benachteiligung in ökonomischer, sozialer und kultureller Hinsicht beschreibt. Diese zu erfassen, ist eine Aufgabe, die es historisch ernst zu nehmen gilt. Denn die gesellschaftlichen Macht- und Hierarchiebeziehungen, die Verhandlungen darüber, wer in die Gemeinschaft ein- und wer aus ihr ausgeschlossen wird, sind selten auf den ersten Blick erkennbar. Aufgrund des begrenzten Umfangs erhebt der Autor nicht den Anspruch, eine lückenlose Gesamtdarstellung vorzulegen. Stattdessen sollen vergleichende Entwicklungslinien nachvollzogen werden.